

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Des Lahrer hinkenden Boten neuer historischer Kalender für den Bürger und Landmann

Karlsruhe, Im Digitalisierungsprozess: 1814-1994

Die Belagerung von Wien 1683

urn:nbn:de:bsz:31-62031

Unterhaltende und lehrreiche Geschichten.

Die Belagerung von Wien 1683.

(Mit einer Abbildung.)

Die Kriegereignisse der letzten Jahre haben uns die Türken wieder in's Gedächtniß gerufen, aber die Türken von gestern und heute sind nicht mehr die von ehemals. Wenn der hinkende Bote in den letzten Jahren es eher mit diesen als mit den Russen gehalten hat, so geschah es nicht etwa aus besonderer Vorliebe für jene Erzfeinde des Christenthums, sondern weil wir in unserem lieben deutschen Vaterlande zu Lebzeiten des Kaisers Nikolaus weit mehr von den Russen und ihrer wachsenden Macht zu fürchten hatten, als von der sinkenden Macht der Muselmänner.

Ehemals, vor etwa 200 Jahren, ja da war es eine andere Sache, da konnte das russische Reich sich kaum der Angriffe des viel schwächeren Königs von Schweden erwehren, und der Türke galt mit Recht als der gefährlichste Feind des Christenthums und der europäischen christlichen Bildung und Gesittung.

Diese Türken sind nämlich ein wildes Volk, welches um 1400 aus dem Innern von Asien in raschen, mächtigen Eroberungszügen gegen das damalige griechische Kaiserthum in Constantinopel vordrang, 1453 diese Stadt selbst eroberten, und so das jetzt noch bestehende türkische Reich gründeten, das mit einem Fuß in Asien, mit dem andern in Afrika stehend, seine gewaltigen, streitbaren Arme immer weiter und weiter auch über die christlichen Länder Europas streckte.

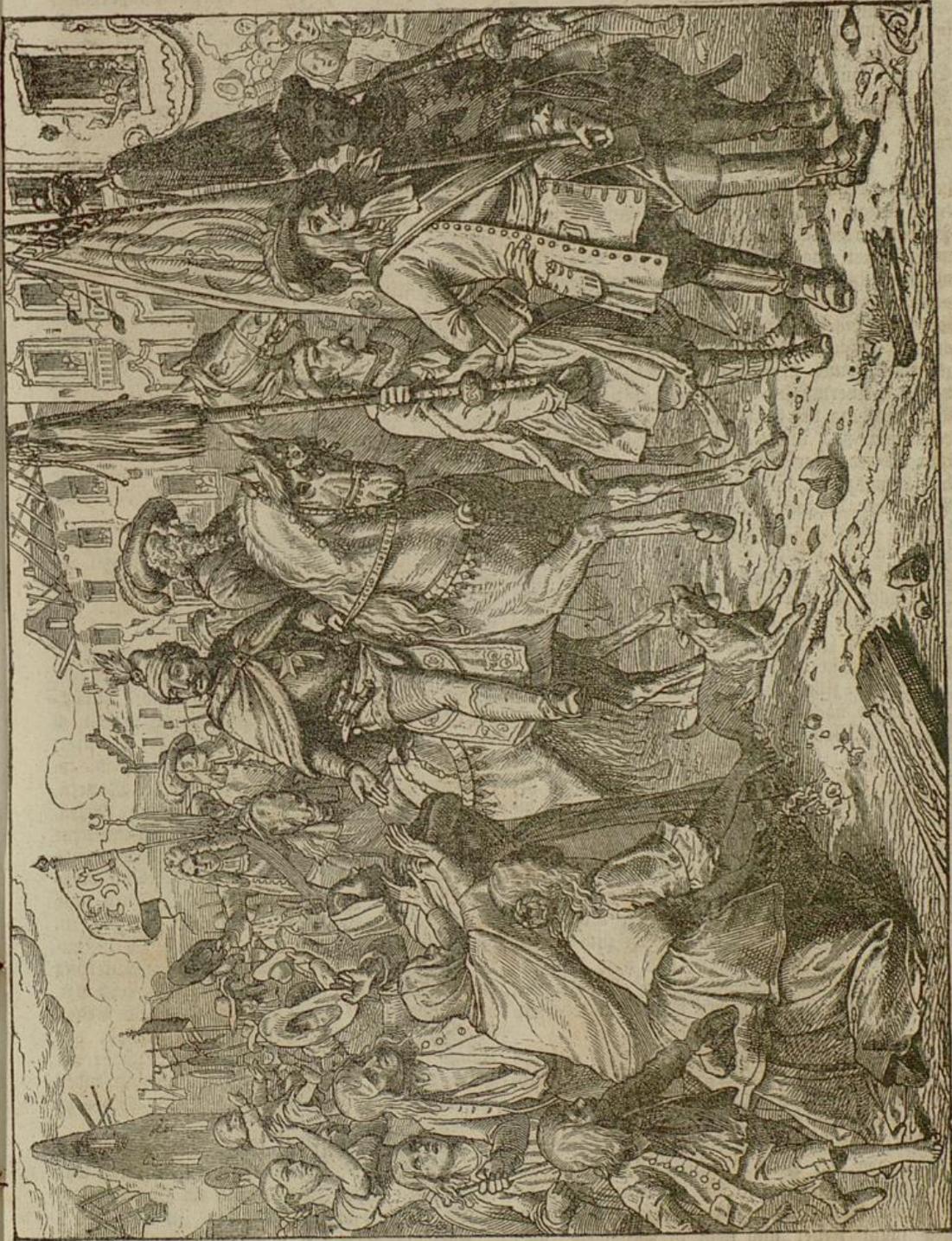
Der türkische Sultan Mahmud der Vierte, ein kriegerischer Fürst, hatte vorher Krieg mit Oesterreich geführt, sein Obergeneral (Großvezier) Kuprili war zwar bei St. Gotthardt in Ungarn durch den österreichischen General Montecuculi am 2. August 1664 geschlagen worden, und Oesterreich hatte einen Waffenstillstand auf zwanzig Jahre mit den Türken abgeschlossen. Aber die ehrsüchtigen Pläne eines Fürsten von Siebenbürgen, Namens Tököly, die Religionsbedrückungen der österreichischen Regierung gegen ihre Unterthanen in Ungarn hatten diese Länder nicht zur Ruhe kommen lassen, und die Türken, ihrerseits wieder von dem König Ludwig dem Vierzehnten von Frankreich aufgestachelt, schürten fortwährend an dem glimmenden Brand in Siebenbürgen und Ungarn. Ohnehin hatten die Türken damals einen großen Theil von Ungarn in Besitz, und trachteten darnach, ihre Hand über das ganze schöne Land auszustrecken. Der Großvezier Kuprili, welcher den Sultan immer mehr für den Frieden zu stimmen suchte, war 1676 gestorben. Sein Nachfolger im

Amte Kara Mustapha war mehr kriegerischer Natur. Er brachte es im Verein mit Ludwig von Frankreich endlich dahin, daß der Sultan im März 1683 den noch nicht abgelautenen Waffenstillstand brach, und ein Heer von 235,000 Mann unter des Großveziers Anführung durch Ungarn auf Wien vorrückten ließ.

Tököly und viele Freiwillige aus Ungarn, Wallachei und Moldau schlossen sich dem türkischen Heere an, welches dadurch zu einer fürchtbaren Größe anwuchs, und sengend und mordend, Alles verwüstend langsam seines Weges zog. Anfangs Juli standen sie nur noch eine Tagereise von der Stadt, und doch kamen sie erst am 13. mit ihren Plänklern und leichten Reitern, und am 24. Juli mit ihrer Hauptmacht vor derselben an.

Da, in der Stadt selbst, sah es freilich trostlos genug aus, und wären die Feinde gleich vor dieselbe gezogen, so hätten sie darin nur 1200 Mann Besatzung und Alles für den Angriff unvorbereitet angetroffen. Am 7. Juli flüchtete der Kaiser Leopold I. mit seinem Hof, und übergab dem Obersten Ernst Rüdiger von Starhemberg die Vertheidigung. Dieser war der rechte Mann. Sogleich wurde Hand an's Werk gelegt. Der Herzog Karl von Lothringen warf noch 14,000 Mann Truppen in die Stadt, allenthalben wurden die alten zerfallenen Festungswerke durch neue, bessere ersetzt, Fürsten und Herzoge stellten sich an die Karren und gingen mit gutem Beispiel voran, die ganze Bürgerschaft, welche das Schicksal einer von den Türken eroberten Stadt wohl kannte, waffnete sich zum Kampfe der Verzweiflung, zum Kampfe auf Leben und Tod. Die Studenten bildeten ein Korps von 700 Mann, die Bürgerschaft mit ihrem wackern Bürgermeister von Liebenstein an der Spitze theilte sich in acht Kompagnien, Kaufleute, Wirthe, Bäcker, Schuhmacher, Metzger, Bierbrauer, Handwerksbursche, Hofbediente scharten sich zu besonderen Freicorps zusammen, und so brachte man etwa 22,000 Mann todesmuthige Vertheidiger zusammen. Alle Stände, weltliche wie geistliche, thaten, was in ihren Kräften stand für die allgemeine Rettung. Weiber, Greise, Kinder, alle regten Hand und Fuß zum gemeinsamen Werke, und der Bischof Kulonitsch war einer der ersten unter diesen opferwilligen Streitern. So zeichnete sich auch ein Pole Namens Koltshisky durch seine Unererschrockenheit dermaßen aus, daß ihm der Kaiser nachher das Recht gab, das erste Caffeehaus in Wien zu errichten.

Draußen waren indeß die Helfer auch nicht unthätig, aber der König von Polen, Sobieski, der Verbündete des Kaisers, rüstete noch weit



Johann III. Sobieski König von Polen, steht unter dem Jubel der Bevölkerung in das von ihm befreite Wien ein.

in Polen sein Heer, der Herzog von Lothringen holte erst aus Deutschland Hilfsvölker zusammen, andere zogen langsam daher. Vor Monaten war an keinen Entsatz zu denken. In 25,000 Zelten lagen die Feinde vor der Stadt, hunderte von Dörfern und Städten sanken ringsum unter den Greueln der Barbaren in Schutt und Asche, hunderttausende armer Bewohner wurden in die Gefangenschaft, in die Sklaverei fortgeschleppt.

Zum Unglück brach gleich Anfangs Feuer in der Stadt aus, und nur durch die Todesverachtung einiger Männer wurde das Auffliegen des Pulverthurmes abgewendet, in welchem 1800 Tonnen Pulver lagen. Auch war der Stadtkommandant im Anfang der Belagerung krank und verwundet worden, was ihn aber nicht abhielt, sich unter die Schaaren der tapfern Verteidiger, auf die Mauern der bestürmten Stadt, tragen zu lassen, und überall das wachsame Auge zu haben. Unermüdtlich war der greise Held in Beaufsichtigung der Stadt, der Wälle, der Minen, der Geschütze, in Beobachtung der Feinde von dem Thurme der Stephanskirche, Handhabung der Kriegszucht, Ermuthigung der Kämpfenden, Pflege der Verwundeten, Sorge für die Sterbenden. Wenn er aber in der Hitze des Kampfes selbst in die dichten Schaaren der Streitenden gerieth, so zog er wohl, trotz Alter und Krankheit, noch mit rüstigem Arme die scharfe Waffe, wie er denn einmal bei solchem Anlasse zwei Janitscharen (türkische Gardesoldaten) mit eigener Hand niedersreckte.

Und das Alles that wahrlich Noth. — Denn groß ward nach und nach in der hart bedrängten Stadt der Mangel an den nothwendigsten Lebensbedürfnissen, furchtbar zerstörend fiel auf die Mauern das Geschütz der Feinde, und noch gefährlicher und verderblicher waren die unterirdischen Pulverkammern und Gänge (Minen), welche, von außen unter die Stadtmauern getrieben, fast jeden Tag ausflogen, und eine Lücke nach der andern in die nachstürzenden Mauern rissen. Zudem wußte man in der Stadt gar nichts Bestimmtes über die Anstalten, welche zum Entsatz der Stadt getroffen wurden, und noch weniger, wie weit dieselben gediehen waren. Man hoffte, aber man sah mit bangem, mit täglich wachsendem Schrecken die Fortschritte der Feinde.

200 Kanonen standen zwar Anfangs auf den Wällen, aber wie viele derselben waren unbrauchbar geworden, wie viele in Feindeshand gefallen, wie viele unter Trümmerbergen begraben!

Der Burggraben mit seinen Mauern und Befestigungen war durch Minen verschüttet, in rasendem Sturm stürzen sich die Türken auf die Trümmerhaufen, das Holzwerk der Verschanzungen fängt Feuer und steht in Flammen; aber

die todesmuthigen Verteidiger schreckt all das nicht, die einen werfen im Verzweiflungskampfe den eindringenden Feind zurück, die andern löschen mit Hilfe des in ihren Hütten und andern beliebigen Gefäßen geholten Wassers den Brand. Aber kaum wenige Stunden der Nacht darf der bluttriefende, todesmüde Kämpfer ruhen von der schrecklichen Arbeit, noch ehe der Morgen am Himmel graut schmettern wieder die Trompeten, wirbeln wieder die Trommeln, brausen wieder die Kanonen zum Sturm. Eine furchtbare Mine ist emporgeflogen, vom weithin dröhnenden Knall erzittert die dem Verderben geweihte Stadt in ihren innersten Eingeweiden, — Staub und Rauch und Schuttregen deckt vor dem spähenben Auge Himmel und Erde, — da, durch die Lichtung der Rauch- und Staubwolken hindurch blitzen die nahenden Schwerter und Lanzen der Feinde, und, mit dem Allahrufe, fast stärker als der Knall der aufgeflogenen Mine, wälzt sich das Heer des grimmigen Feindes auf die eingefallenen Werke. Widerstand ist unmöglich, die Burggräben, die Burgbefestigungen bleiben nach 22tägiger heldenmüthiger Verteidigung in den Händen der Türken.

Am 4. September stürzt unter dem Donner der aufstiegender Mine ein anderer Theil der Stadtmauer zusammen, der Feind stürmt, vier türkische Fahnen, Rossschweife, wehen schon von den zerschmetterten Zinnen, aber wenn auch die Mauern brechen, der Muth ist noch nicht gebrochen in den Herzen der tapfern Verteidiger, der Feind wird nach verzweifeltem Kampfe zurückgeworfen, die Fahne des Halbmondes sinkt noch einmal vor dem Heldenarm christlicher Streiter. Umsonst, tausende von Feinden liegen wohl erschlagen zu Füßen der zertrümmerten Mauern, zehntausende treten in die entstandenen Lücken, jeden Tag reißen die aufwirbelnden Minen neue Deffnungen in die allmählig formlos werdende Mauer, ringsum, da und dort flattern die Rossschweife von einzelnen eroberten Zinnen und Batterien, die Straßen, die Gassen, die Kirchen, die Häuser der Stadt werden, jedes einzeln, unter riesenhaften Anstrengungen der Bevölkerung zu einem Festungswerk umgeschaffen, verschanzt, verrammelt, mit Wall und Graben und Ketten besetzt. Es gilt noch den letzten Kampf, den Kampf auf Leben um Leben, den Kampf, um unter den Trümmern der zusammenstürzenden Vaterstadt und unter den Leichen der Feinde zu sterben.

Ein großer, heiliger Ernst weht durch die Mauern Wien's, auf eines Jeden Angesicht war es zu lesen, „jetzt ist die Noth am Höchsten, jetzt geht's auf den letzten Gang!“

Aber, — siehe da, von dem nahen Leopolds-

berge wehte grüßend eine rothe Fahne mit weißem Kreuze, das Zeichen vorhandener Hilfe, und, an die Stelle des schweigenden, todesmuthigen Ernstes der zum letzten Gang geweihten Bevölkerung, braust, wie wirbelnder Sturmwind, der laute, stürmende Jubel durch die Bevölkerung, und von Mund zu Munde, und von Haus zu Hause und von Mauer zu Mauer steigt die frohe Kunde, und von den Zinnen jauchzet die Menge dem Zeichen des wiedergeschentkten Lebens zu, und vor den Altären der Kirchen liegen die dankbaren Geretteten auf den Knien, und auf den Straßen fallen sie einander in die Arme und jauchzen ihres Herzens Dank und Freude zum Himmel.

Da schwimmt durch die Donau ein Bote hinüber zu den heranziehenden Freunden, und mahnet sie, keine Zeit zu verlieren, und schildert den verzweifeltsten Zustand der belagerten Stadt. Eine Feuergarbe aufstiegender Raketen und ein weit-hindröhnender Kanonenschuß kündigt den Wienern an, daß diese eine Nacht noch die letzte ihrer Todesnoth sein soll.

Und so war es auch. Am 12. September in der Frühe stand das Hilfsheer zum Kampfe der Befreiung unter den Waffen. Die Oestreicher unter dem Herzoge von Lothringen, und bei ihm die Markgrafen Hermann und Ludwig von Baden, die Polen unter ihrem tapfern, edelmüthigen Sobieski, die Baiern und Sachsen unter ihrem Kurfürsten, die pfälzischen Prinzen, die Herzoge von Eisenach, Lauenburg, Braunschweig, Württemberg, Holstein und Neuburg und andere mehr. Im Ganzen etwas über 60,000 Mann, gegen etwa 150,000 Türken.

Unter den Mauern von Wien ward die denkwürdige Schlacht geschlagen, lange schwankte der schwere blutige Kampf hin und her, denn auch die Türken fühlten, daß es sich mitten in Feindesland um einen Kampf auf Leben und Tod handelte. Aber der alte Starhemberg ließ sein blutiges Heldenschwert nicht rastend in der Scheide.

Aus den Thoren der Stadt heraus führte er seine bewährten Kämpfer gegen den Feind, und endlich nach mehrstündigem Kampfe neigte sich das Zünglein der Waage auf die Seite der Christen. Die Kampfwuth der Türken war gebrochen, ihre Reihen lösten sich auf zu wilder Flucht.

Ihrer 10—15,000 lagen todt auf dem Schlachtfelde, 370 Kanonen, viele Fahnen und Standarten, 15,000 Zelte, das des Großveziers selbst, mit seinen kostbaren Waffen, im Werthe von 2 Millionen, 600 Säcke Pflaster, das Brod in den Backöfen der Türken, und über 100,000 Stück zusammengeraubtes Vieh fiel den Siegern in die Hände.

Wien war gerettet, die Türken zogen sich unter schrecklichen Verwüstungen durch Steiermark an die Donau nach Belgrad zurück, der Großvezier wurde durch den Sultan für die verlorene Schlacht zum Tode verurtheilt, aber der Krieg mit den Türken war damit keineswegs geendet, sondern er dauerte noch mit wenigen Unterbrechungen fort bis 1699.

Sedenfalls aber ist seit dieser Zeit den Türken die Lust vergangen, nach Deutschland zu kommen, und sie werden wohl nie dazu kommen, ihre Rosse im Rhein zu tränken.

Die Faule.



Wenn ich zum Tanze geh,
Thut mir mein Fuß nicht weh.



Aber ach, Mutter, mein Fuß,
Wenn ich arbeiten muß.